Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 8 (1932)
Heft: 41

Artikel: Die blonde Frau auf der Insel [Fortsetzung]
Autor: Mühlen, Hermynia zur
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-756562

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die blonde Frau

AUF DER INSEL

ROMAN VON
HERMYNIA
ZUR MÜHLEN

9

Copyright by Hermynia Zur Mühlen

Sie stand langsam auf. Benedetto kehrte bereits vom Hause zurück und strebte nach dem Landungssteg. Nina blickte lange dem Motorboot nach.

«Ob er wohl wirklich zurückkommt?» fragte sie sich.

*

Er kam wieder, und am Abend, nach dem Diner, bat er Nina in sein Arbeitszimmer.

«Ich möchte gern mit dir die alte Familienchronik durchlesen», sagte er. «Aber der Teil, um den es sich handelt, ist recht unheimlich, und deine Schwester und Lucia dürfen nicht noch nervöser gemacht werden, als sie ohnehin sind. Bei dir besteht ja diese Gefahr nicht.»

Nina hätte nicht ohne Heucheln Benedettos letzte Worte bejahen können. Das große Arbeitszimmer wurde nur von der grünbeschatteten Schreibtischlampe erhellt; die Ecken lagen in tiefem Dunkel, die schweren alten Möbel verschwammen in den Schatten. Das ganze Licht fiel auf Benedettos schwarze Gestalt, der, am Schreibtisch sitzend, mit eintöniger Stimme aus dem alten, in Schweinsleder gebundenen Buch vorlas:

«Als der Marchese Luigi Assunto die Insel der Götter erwarb, es war das im Jahre 1514 a. D., unter der Herrschaft Ferdinand des Katholischen, fand er auf der Insel verwildertes Land vor, ein undurchdringliches Dickicht, das gerodet werden mußte. Nur auf einem Streifen, der steil zum Meere hinabfiel, stand von Schlingpflanzen überwuchert die Steinstatue eines heidnischen Gottes, die noch aus der Griechenzeit stammen mochte. Der Marchese Assunto war, Gott sei es geklagt, ein arger Ketzer, der mehr von den heidnischen Göttern als Gott und den Heiligen hielt. Trotzdem er von vielen frommen Männern gewarnt wurde, weigerte er sich, den heidnischen Gott zu zerstören, und so blieb dieser denn auf der Insel der Götter, ein Greuel für jeden frommen Christen, der sie betrat.

Im Jahre 1630 ließ der damalige Marchese auf der Insel ein prächtiges Haus im griechischen Stil erbauen und die Mitglieder der Familie zogen sich dorthin zurück, um ihre alten Tage in Frieden zu verbringen. Doch ruhte die Hand Gottes schwer auf der Familie und mehr als eines ihrer Mitglieder fand einen gewaltsamen Tod. Das Volk von Palermo glaubte, daß daran der heidnische Gott, der noch immer auf der Insel stand, die Schuld trage, doch weigerten sich alle Oberhäupter der Familie aus einem unbegreiflichen Grund, die Statue zu zerstören.

Im Jahre 1866 zog der Marchese Carmelo mit seiner jungen Frau, der Marchesa Maria und seinem Söhnchen Francesco auf die Insel der Götter. Die Marchesa war eine äußerst fromme und gottesfürchtige Frau und es schmerzte sie, auf ihrer Insel einen heidnischen Gott zu sehen. Sie erbat von ihrem Gatten die Erlaubnis, eine Muttergotteskapelle auf der Terrasse erbauen zu lassen. Noch während die Kapelle sich im Bau befand, ereigneten sich seltsame Dinge. Einer der Bauarbeiter, der um die Mittagszeit auf der Terrasse schlafen wollte, wurde von seinen Kameraden ohnmächtig vorgefunden. Er berichtete, daß ihn plötzlich eine furchtbare Angst überkommen habe; die Luft sei ihm ausgegangen, die ganze Welt habe sich vor seinen Augen zu drehen begonnen und der heidnische Gott sei immer größer und größer geworden. Nach diesem Vorfall war es schwer, Arbeiter für den Bau der Kapelle zu finden. Der Marchese Carmelo sah sich gezwungen, Männer aus dem Norden des Landes kommen zu lassen, die nichts von dem Glauben unseres Volkes wußten.

Endlich wurde die Kapelle beendet, aber der Gott rächte sich auf fürchterliche Art. An dem Tage, da das kleine Gotteshaus fertig war, wehte ein heißer Wind von Süden her, und erdrückende Schwüle lastete auf der Insel. Trotzdem ging die Marchesa um die Mittagszeit auf die Terrasse, um die Statue der Madonna mit Blumen zu schmücken. Als der Marchese nach seiner Siesta erwachte, suchte er seine Frau vergeblich im ganzen Hause. Er eilte nach der Kapelle und fand die Marchese tot vor der Statue des heidnischen Gottes liegen. Ihr Gesicht war blau, als wäre sie von jemand erwürgt worden, doch sah man an ihrem Hals keine Spuren.

So starb die Marchesa Maria Assunto in ihrem einundzwanzigsten Lebensjahr. Ihr Gatte . . .»

Benedetto unterbrach sich.

«Was nun folgt, tut nichts zur Sache», sagte er. «Uns interessiert nur der Tod von Carmelos Urgroßmutter. Und vielleicht noch die Ohnmacht des Mannes, der an der Kapelle gebaut hat.»

«Zufälle.» Nina war bemüht, ihre Nüchternheit zu bewahren. «Der Bauarbeiter wird einen kleinen Sonnenstich bekommen haben. Erinnere dich, es war um die Mittagszeit.»

«Und Carmelos Urgroßmutter? Zu jener Zeit gingen die Frauen keinen Schritt aus dem Hause, ohne einen Hut aufzusetzen.»

«Das ist ja doch ein Blödsinn, Benedetto!» rief Nina. «Du redest, als ob du ebenso abergläubisch wärst, wie der Mann, der die Chronik der Familie geschrieben hat. Es gibt heutzutage nichts Unerklärliches.»

«Es gibt vieles, was uns unerklärlich ist, mein Kind, wenngleich es zu den alltäglichsten Dingen gehört.»

«Aber nichts, was der Vernunft widerspricht.»

Benedetto lachte.

«Die ganze heutige Welt mit ihren Einrichtungen widerspricht der Vernunft.»

Max Slevogt †

64jährig ist Slevogt, einer der besten deutschen Maler und Graphiker, einem Herzschlag erlegen. Der Mensch und sein Werk strahlten eine starke Wärme, Vitalität und unbändige Lebensfreude aus, wohl ein Erbteil seiner niederländischen Maler-Vorfahren. Besonders groß war Slevogt als Illustrator von unerschöpflicher Phantasie. Von ihm stammen wunderbare, schon klassisch gewordene Illustrationen und Randleisten zu «Don Juan», zu der «Zauberflöte» und zu einer ganzen Anzahl Märchenbüchern wie «Rübezahl», «Ali Baba» und «Sindbad». Mit ihm starb der zweite aus dem großen Maler-Dreigestirn, das aus der Vorkriegszeit in die Gegenwart herüberleuchtete: Liebermann, Corinth, Slevogt

«Ja, das weiß ich, aber ich rede von andern Dingen.»

Benedetto spielte mit den vergilbten Blättern des alten Buches. Die Lampe warf einen fahlen Schein auf sein Gesicht.

«Was wissen wir?» fragte er langsam. «Was können wir wissen?»

Ein plötzlicher Windstoß ließ die Scheiben klirren. Nina schrak zusammen. Ihr Kopf schmerzte zum Zerspringen.

«Wir wollen heute abend nicht weiter sprechen», bat sie. «Ich kann nicht vernünftig denken. Ich glaube, wenn ich jetzt auf die Terrasse ginge, würde auch ich Gespenster sehen. Es ist ja lächerlich, aber . . .»

«Du darfst nicht auf die Terrasse gehen», sagte Benedetto sehr ernst. «Du sollst dich nicht in eine Gefahr begeben, die wir ahnen, aber nicht kennen.»

Er runzelte die Stirn. Dann erhob er sich und trat zu dem Barometer, das an der Wand hing.

«Es steht auf Sturm», sagte er. «Ein heißer Wind weht von Süden, und über unserer Insel lauert der Tod.»

FÜNFZEHNTES KAPITEL

Helene hörte den leichten Schritt der Schwester auf dem Korridor, öffnete die Tür und rief hinaus:

«Nina, komm noch ein wenig zu mir.»

«Aber nur auf einen Augenblick. Ich bin todmüde und der Kopf schmerzt mich.»

Sie trat in Helenes Schlafzimmer.

«Warum bist du noch nicht im Bett?» fragte sie.

«Ich kann ja doch nicht schlafen. Nina, was hast du mit Benedetto gesprochen?»

«Lauter Quatsch», entgegnete Nina ärgerlich. «Dieser Mensch hat eine Art, einen verwirrt zu machen! Es ist unerträglich.»

«Alles versagt», sagte Helene hoffnungslos. «Und dieses Warten auf eine Nachricht, auf einen Brief, irgend etwas, das mich über Carmelos Schicksal beruhigen könnte, ist grauenhaft. Ich habe nie daran gedacht, wie hilflos ein Mensch andern Menschen gegenüber sein kann, ganz gewöhnlichen andern Menschen, die sich Behörden oder Regierung nennen.»

«Es gibt so vieles, woran du nie gedacht hast», meinte Nina etwas gereizt.

«Ja», gab Helene fast demütig zu. «Du hast recht. Aber weshalb sprichst du so zu mir? Bist du böse auf mich?»

«Nein, Helene, nur auf mich selbst, auf Benedetto, auf all das, was ich nicht begreifen kann. Ich glaube, wir begehen eine Dummheit, indem wir hier auf der Insel bleiben.»

«Du willst mich doch nicht jetzt verlassen?» fragte Helene erschrocken.

«Selbstverständlich nicht. Obgleich ich dir ja auch nicht helfen kann. Aber wenn wir alle noch lange so hier hokken, untätig, immer nur von den gleichen Gedanken bedrängt, verlieren wir noch samt und sonders den Verstand.»

«Was können wir tun? Ich habe an Piero geschrieben, ihn um Hilfe gebeten. Er hat mir nicht einmal geantwortet.»

«Er wird sich hüten», sagte Nina bissig. «Soll er freiwillig den Kopf in die Schlinge stecken?»

«Er ist doch Carmelos Freund.»

«Solange alles gut geht.»

«Nina, was hast du?»

«Kümmre dich nicht darum, Helene. Eine vorübergehende Stimmung.»

«Aber du warst doch sonst immer so hoffnungsvoll, hast uns alle ermutigt. Und jetzt auf einmal . . .»

«Morgen werde ich wieder vernünftig sein. Laß mich jetzt schlafen gehen. Und sieh zu, daß auch du schläfst. Du siehst ja aus wie ein Geist. Gute Nacht, Helene.»

Sie küßte die Schwester und ging.

Helene blickte ängstlich auf die Tür, die sich hinter Nina geschlossen hatte. Was bedeutete diese plötzliche

(Fortsetzung Seite 1298)

Verzagtheit, diese ungewohnte Nervosität der Jüngeren? Wie schwül es war und wie laut das Laub rauschte. Wie damals, an jenen schrecklichen Tagen, da niemand die Insel hatte verlassen können. Sie trat ans Fenster und blickte hinaus. Der Wind jagte Wolken über den Himmel, von Zeit zu Zeit leuchtete zwischen ihnen die Sichel des Neumonds auf, blaß, gespenstisch.

Wie lange ist es her, fragte Helene sich, daß ich in Paris war und vorher in Berlin? Sorglos, ein Mensch, der keine Angst kannte? Monate, Jahre? Ich weiß es nicht. Ist denn nicht das Ganze ein böser Traum, aus dem ich erwachen werde, sobald der Morgen dämmert? Oder ist gerade diese Angst um einen andern, dieser Kummer Wirklichkeit? Wie merkwürdig Nina heute abend war ... Als ob auch sie sich fürchten würde, sie, die keine Angst kennt. Das ist die Insel, sie hält uns fest, sie macht aus uns, was sie will. Wer weiß, was sich in alten Zeiten hier ereignet hat ... Die Erde hat das Blut nicht vergessen, das in sie gesickert ist ... Das Blut, wie komme ich auf diesen Gedanken? ... Warum glaube ich, daß ... ihm ... daß dem Gott auf der Terrasse blutige Opfer dargebracht worden sind? Und warum sehe ich die Erde als wildes Tier, das immer wieder nach Blut verlangt? Das ist nicht wahr: die Erde ist gut, die Erde will Leben geben, nicht Tod, nur der Mensch ist grausam und tränkt sie mit dem Blute seines Bruders ...

Sie beugte sich weit aus dem Fenster und betrachtete das Haus.

Nirgends brennt mehr ein Licht, dachte sie. Alle schlafen. Nur ich bin wach ... ein wacher Mensch unter Schlafenden ist wie ein Lebender unter Toten ... wie dunkel es ist ... Etwas raschelt im Garten ... Genau wie damals ... Aber im Haus ist es totenstill ... Ein häßliches Wort ... Wenn nun die Menschen hier nicht schliefen, sondern tot wären ... Auf geheimnisvolle Art ums Leben gekommen, wie der Leutnant Carnero ... Wenn ich auf der ganzen Insel der einzig lebende Mensch wäre ... Was war das? Es hat wie ein Pfiff geklungen? Wer pfeift noch um diese Zeit? Nein, es war kein richtiger Pfiff, war mehr wie ein Heulen ... Wie laut hinter mir die Wanduhr tickt ... So höhnisch ... als wollte sie sagen, die Sekunden vergehen, die Stunden, die Tage, die Jahre ... Und am Ende der Jahre steht der Tod und grinst ... Wie bald werden die Jahre vergangen sein ... Jahre, ohne Carmelo ... Werde ich ihn je wiedersehen? Was tut er jetzt? Ist er allein in einer Zelle? ... schläft er? Oder geht er ruhelos auf und ab? Denkt er an mich? Denkt er an die Insel, die er so sehr liebt? Wieder dieses leise langgezogene Heulen ... Was kann das nur sein? ... Soll ich Nina wecken? Aber nein, sie war so müde ... Und auch zu Lucia kann ich nicht, es wäre grausam, ihren Schlaf zu stören ... Ich werde in den Garten gehen ... Vielleicht wird mir in der frischen Luft wohler sein ...

Sie warf ein Seidentuch um und verließ das Haus. Langsam schritt sie die gekiesten Pfade entlang, zum Landungssteg, dann durch den Rosengarten.

Diese Dunkelheit ... ich muß irgendwohin, wo ein freier Ausblick ist, Luft.

Sie ging weiter, bis sie die Terrasse erreichte. Abermals hörte sie den gedämpften heulenden Ton. Helene blickte auf das dunkle Meer hinaus. Im Westen leuchteten Lichter. Ein Schiff, dachte sie. Wie seltsam, es scheint sich nicht vorwärtszubewegen. Die Lichter schaukeln hin und her, aber sie bleiben in der gleichen Entfernung. Wird die Insel vom Meer her überwacht? Ein schrecklicher Gedanke. Unsichtbare Augen, die uns belauern. Bei Tag und bei Nacht ... Auch Carmelo wird bei Tag und bei Nacht belauert, ich weiß es, die Zellentür hat ein Guckloch, durch das späht der Wärter, wenn er seine Runde macht.

Was raschelt dort drüben? Waren das nicht Schritte? Unsinn, wer sollte um diese späte Zeit noch auf sein? Aber es sind doch Schritte, ganz leise, schleichende Schritte ... Und jetzt wieder das Heulen ... Ist es ein Signal ... wem gilt es? ... Wenn es nur nicht so dunkel wäre ... Ich wage nicht, weiterzugehen ... diese Schritte ... wenn ich jemand begegnete ... Was ist das? Ein Licht beim Landungssteg ... Nein, jetzt ist es wieder ganz dunkel ...

Aber das Dunkel bewegt sich ... Schatten huschen umher ... Und jetzt flammt wieder das Licht auf ... Diesmal ganz nahe am Wasser ... Was war dieses scharrende Geräusch? Das Licht ist abermals verloschen ... Habe ich mir nur eingebildet, es zu sehen? Bilde ich mir auch nur ein, die Geräusche zu hören? ... Aber nein, etwas plätschert, ganz leise, wie ein sehr ferner Ruderschlag ... Was tut ein Boot jetzt auf dem Wasser? ... Mitten in der Nacht ... Und das Schiff dort drüben, das sich noch immer nicht bewegt ... Und weshalb sehe ich plötzlich so genau das Licht aus der Kapelle ... Mein Gott, die Tür steht offen ... und als ich herkam, war sie geschlossen, das weiß ich bestimmt, ich bin doch an ihr vorübergegangen ... Und auch das Licht in der Kapelle bewegt sich ... nun leuchtet es auf der andern Seite, auf jener, die aufs Meer geht ... Es tanzt und hüpft hoch ... einmal, zweimal, dreimal ... Das ist ja nicht möglich ... ich bin krank, habe Fieber ... verliere den Verstand. Ich muß mich zusammennehmen. In die Kapelle gehen. Wozu? Jetzt fällt das Licht wieder ganz blaß durch das Fenster, das auf die Insel blickt. Und auch die Tür ist wieder geschlossen ...

Schwankend, mit einknickenden Knien schleppte Helene sich bis zur Kapelle. Sie riß die Tür auf. Im dämmrigen Schein der Oellampe ragte die Madonnenstatue empor und warf einen ungeheuren Schatten auf die Wand. Aber die Kapelle war leer.

Helene sank auf einen Betstuhl. Sie fröstelte in der Kühle des steinernen Gewölbes. In ihren Ohren rauschte es, sie umklammerte mit beiden Händen das Holz des Betstuhls. Die Lilien, die vor der Statue der Muttergottes standen, leuchteten weiß, ihr schwerer Duft war betäubend. Totenblumen, dachte Helene schaudernd.

Sie saß lange zusammengesunken auf dem Betstuhl. Vergeblich versuchte sie, sich klarzumachen, daß alles, was sie zu sehen und zu hören geglaubt, nur eine Phantasie ihrer überreizten Nerven gewesen sei, eine tödliche Angst hielt sie in der Kapelle fest. Sie konnte nicht hinaus in das Dunkel, durch das Schatten huschten, und schleichende Schritte ...

Endlich raffte sie sich auf und trat wieder auf die Terrasse. Die Nacht umgab sie wie schwerer schwarzer Samt, in dessen Falten bereits ein hauchzarter Lichtschimmer leuchtete. Helenes Augen suchten das Meer ab: das Schiff war verschwunden.

*

Nina hatte ein Schlafmittel genommen; sie mußte eine ruhige Nacht haben, mußte schlafen, um die folternden Kopfschmerzen nicht mehr zu fühlen. Sie lag erschlafft in ihrem Bett, müde wie vielleicht noch nie in ihrem Leben. Ihre Gedanken verirrten sich, sie hörte das Rauschen des Laubes und dazwischen Benedettos Stimme: «Es steht auf Sturm, steht auf Sturm, auf Sturm. Ein heißer Wind weht von Süden. »

Weshalb wirkten diese ganz alltäglichen Worte dermaßen unheimlich? Ein heißer Wind weht von Süden. Nina sah hinter geschlossenen Lidern eine unendliche Wüste, der Sturm peitschte den Sand auf, immer höher, immer dichter. Sie hörte die Sandkörner knistern, als ob sie gegen ein Fenster geworfen würden. Dann verschwand das Bild der Wüste und in ihre Ohren tönte ein langgezogenes Heulen. Ein Tier, dachte Nina im Halbschlaf, das vom Sandsturm überrascht worden ist. Das Heulen verstummte. Nina träumte weiter. Sie sah eine Karawane durch die Wüste ziehen, sie wollte sie warnen: hütet euch, gleich wird der Sturm losbrechen. Aber ihre Stimme versagte, und die Krawane zog weiter, dem Tod entgegen.

Dann verwischte sich alles und sie schlief traumlos und schwer.

Nach einer Stunde schreckte sie mit ausgetrockneter Kehle aus dem Schlaf. Der Kopf schmerzte sie noch immer und die Schwüle im Zimmer raubte ihr den Atem.

Sie stand auf und tauchte das Gesicht in kaltes Wasser, um sich zu erfrischen. Und nun fiel ihr ein, daß sie am Abend unfreundlich zu der Schwester gewesen war und sie verspürte Reue darüber. Vielleicht schläft auch Helene nicht, dachte sie. Sie wird zu ihrer Tür gehen und horchen.

Leise schritt sie den Korridor entlang. Plötzlich blieb sie erstaunt stehen. Die Tür von Lucias Zimmer war offen.

«Lucia!» rief Nina leise. «Lucia!»

Aber sie erhielt keine Antwort.

Das Zimmer war dunkel. Nina trat ein und tastete sich vorsichtig bis zum Bett. Ihre Hand berührte das Kissen, es war eingedrückt, aber das Bett war leer.

Vielleicht ist sie zu Helene gegangen, dachte Nina und eilte nach dem Zimmer der Schwester.

Helenes Zimmer war hell erleuchtet; sie saß im großen Lehnstuhl und rauchte. Nina bemerkte, daß die Hand, die die Zigarette hielt, zitterte.

«Helene», rief sie erschrocken. «Ist Lucia nicht bei dir?»

«Lucia? Nein, weshalb sollte sie hier sein?»

«Sie ist nicht in ihrem Zimmer.

«Unsinn.»

«Ich war dort, das Zimmer ist leer.»

Helene schnellte auf.

«Komm, wir gehen zu ihr. Du bist ja noch halb im Schlaf. Hast geträumt.»

Sie liefen den Korridor entlang, knipsten in Lucias Zimmer das Licht an: das Zimmer war leer.

Helene war totenblaß und stützte sich gegen die Wand.

«Sie hat den Kopf verloren. Sie hat sich umgebracht.»

«Schwätz keinen Blödsinn. Vielleicht ist sie bei Benedetto.»

Benedetto schlief, als sie an seine Tür pochten. Auch er hatte Lucia seit dem Diner nicht gesehen. Er kleidete sich hastig an und trat zu den beiden Schwestern.

«Habt ihr das Haus abgesucht?» fragte er.

«Ja, wir waren überall, in allen Zimmern. Sie ist nirgends zu finden.»

Die Dienerschaft wurde geweckt, niemand wußte etwas. Lucia war am Abend in ihr Zimmer gegangen, hatte sich vom Stubenmädchen beim Auskleiden helfen lassen, sich ins Bett gelegt.»

«Wir müssen die Insel absuchen», erklärte Benedetto. «Vielleicht ist sie in der Kapelle.»

(Fortsetzung folgt)

Der schlafende Bettler. Am 6. Dezember des vergangenen Jahres hat das Schweizervolk die Vorlage für eine eidgenössische Altersversicherung mit großem Mehr verworfen und hat damit lange gehegte Hoffnungen zahlloser bedürftiger Greise und Greisinnen vernichtet. Hunderte von Betagten sind durch die drückende Wirtschaftskrise brotlos geworden und eine noch viel größere Zahl infolge der Arbeitslosigkeit und des Lohnabbaus ihrer Kinder in Not geraten. Schwerer als alle übrigen Volksgenossen bekommen unsere Greise zu Stadt und Land die Not der Zeit zu spüren. Dieser Not zu steuern, veranstaltet die Stiftung *«Für das Alter»* der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft auch dieses Jahr vom 10.–22. Oktober eine Sammlung. Möge jeder, auch mitten in seinen eigenen Sorgen, nach alter, guter Schweizerart tatkräftig und opferwillig eintreten für seine betagten, bedürftigen Landsleute, um sie in ihrem Lebensabend vor Not und Mangel zu schützen Aufnahme Läuchli